



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Wilhelm von Polenz

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und der Wissenschaften selbst reden. Nur möge man diese Objektivität nicht für Gleichgiltigkeit halten. „Wir umfassen alle Menschen, die guten Willens sind, mit derselben Liebe. Keine Schule, auch keine Kirche kann sich hienieden des Besizes der absoluten Wahrheit rühmen. In den Schriften, die wir anführen, in den Worten, die wir nachsprechen werden, kommt vieles vor, was uns tief ergriffen hat; aber von dieser persönlichen Empfindung verraten wir nichts, damit sich die dieser unparteiischen Darstellung zugrundeliegende Idee dem Leser von selbst aufdränge.“ Er beginnt mit der Lyrik, zitiert eine Charakteristik der katholischen Gemütsverfassung, die Hanotaux entworfen hat, und bemerkt dazu: „Wer sollte es glauben, daß soviel latente Poesie nur sehr selten einen Interpreten von wirklicher literarischer Bedeutung gefunden hat, und daß in dem so lyrischen neunzehnten Jahrhundert katholische Dichter seltne Ausnahmen sind?“ Das ist wohl eigentlich nicht verwunderlich; zur Schaffung poetischer Kunstwerke gehört eben doch außer einem Schatz poetischer Ideen und der poetischen Stimmung auch ein gewisser Grad ausgebildeter Intelligenz, und die Intelligenz war aus der Kirche ausgewandert, von der Kirche selbst zur Auswanderung gezwungen worden. Bedeutenderes als die katholischen Dichter, Denker und Gelehrten haben die katholischen Polemiker geleistet, deren Leistungen allerdings nicht gerade erfreulich sind. Von Louis Beauillot, dessen Ehrlichkeit, Tüchtigkeit und großes Talent anerkannt werden, erhalten wir ein interessantes Charakterbild. Den Bischöfen, die er tyrannisierte, war dieser publizistische Diktator sehr unbequem; der Bischof Perraud von Autun äußerte einmal, wenn er eine Million besäße, so würde er sie dazu verwenden, Beauillots Organ, den *Univers*, zugrundezurichten.



## Wilhelm von Polenz

Von Heinrich Spiero



ilhelm von Polenz wurde am 14. Januar 1861 auf Schloß Obercunewalde in der sächsischen Oberlausitz geboren und ist dort am 13. November 1903 gestorben. Wenn jetzt, fünf Jahre nach seinem zu frühen Tode, seine gesammelten Werke in einer wohlfeilen Ausgabe (zehn Bände, bei J. Fontane u. Co., Berlin) erscheinen, so handelt es sich dabei — man darf mit einiger Bitterkeit vielleicht sagen: ausnahmsweise — nicht darum, einem Verkannten oder doch nicht genug Geliebten und Geschätzten endlich die verdiente Ehre anzutun, sondern diese Ausgabe soll nur der allgemeinen und berechtigten Liebe, die Wilhelm von Polenz genießt, gerecht werden, soll seinen Verehrern die Möglichkeit bieten, seine Werke handlich und unzerstreut beieinander zu haben und sie so denen weiterzugeben, die ihn noch nicht genügend kennen. Gewiß ist Wilhelm von

Polenz viel zu früh gestorben, ein Mann in der Blüte gefunden, frischen, offenen Wesens, ein Deutscher, der eben noch ausgezogen war, jenseits des Ozeans das Land der Zukunft zu studieren und seinen Volksgenossen darüber zu berichten. Und dennoch war sein Fortgang in jene Bezirke, aus denen er uns nimmer wiederkehren wird, nicht zu früh in dem Sinne, daß er sein schriftstellerisches Lebenswerk noch nicht vollendet hätte. Wilhelm von Polenz hat den Rahmen, den die eigne Begabung ihm spannte, in ruhiger, jeder Nervosität barer Arbeit ausgefüllt, mit sicherer Hand Werk an Werk gereicht und uns eine Anzahl von Bänden hinterlassen, aus denen nun ein ganzes, gern und mit Ernst gelebtes Leben zu uns spricht. Ein deutsches Leben, das in gärenden Zeiten unruhiger Kämpfe verlief. Zum Bewußtsein erwacht, in der Zeit des jüngstdeutschen Sturmes und Dranges, fühlte sich diese Begabung völlig einig mit den Altersgenossen, unbefriedigt wie sie von der matten Poesie, die um die Wende der siebziger und achtziger Jahre noch das literarische Leben beherrschte und die wirklich großen Dichter der Zeit wie der jüngsten Vergangenheit nicht zur Geltung kommen ließ; unbefriedigt von dem politischen Gang der Zeit und zugewandt den neuen sozialen Verheißungen, die der alte Kaiser und Bismarck eben verkündigten; unbefriedigt von dem Materialismus der Gesellschaft auf dem Lande, der Geburtscholle, und in der zweiten Heimat, der Großstadt, und bald auch wieder nicht befriedigt durch die Wurzellosigkeit eines großstädtischen Literatentums, das neue Wege gehen wollte; nicht ausgefüllt durch eine Kirchlichkeit, die dem jungen Herzen durch unverständige, lebenslose Lehren nahegebracht worden war, voller Sehnsucht nach dem Born echten Christentums.

So war der junge Polenz, und so entwickelte er sich allgemach in den dreizehn Jahren seines Schaffens. Er begann wie seine Altersgenossen, bis auf Kleinigkeiten hinab. Er widmete in einem seiner ersten Bände jede Novelle und jedes Gedicht einem seiner literarischen Kampfgenossen, wie einst Otto Erich Hartleben, und er weihte sein Drama „Andreas Bockholdt“ „den Menschen, die es ihm gegeben hatten“, wie Gerhart Hauptmann seine „Einsamen Menschen“ denen, „die dies Drama gelebt haben“. Aber er blieb nirgends, äußerlich nicht und erst recht nicht innerlich, im Revolutionären stecken, sondern drang über die meisten Gleichaltrigen und auch über Gerhart Hauptmann selbst, so wenig er diesen als Dichter erreichte, zu positiver Auffassung und Bezwingung des Lebens als eines Ganzen vor. Sein sehr ungleicher erster Roman „Sühne“ (1890), der im Titel und ein wenig auch im Problem mit dem fast gleichzeitigen Werk seines Freundes Georg von Dampf „Die Sünde“ verwandt ist, zeigt schon ganz den sozial empfindenden Menschen, der das Proletariat studiert, den Mann voll religiöser Kämpfe und den Anteilvollen Beobachter seelischer Konflikte. Kein Wunder, daß ein Ehebruch inmitten der Handlung steht, und an dieser Tat wird nichts verschönert, es wird auf der andern Seite auch nicht moralisiert, aber so wenig der Verfasser Partei nimmt, so wenig erläßt er seinen Helden die vollen Konsequenzen ihrer Handlung.

Mit Naturnotwendigkeit gehn sie beide zugrunde, weil ihren Beziehungen der tiefe, sittliche Gehalt einer letzten großen Neigung fehlt, weil sie nur in dem Sturm einer vorüberbrausenden Sinnlichkeit wurzelt. Und das Schlußgelöbniß des alternden, verlassenen Ehemanns, das Kind dieses ungeweihten Bundes „zu einem tüchtigen, christlichen Manne zu erziehn“, weist schon in die Richtung hin, die Polenz dann fortschreitend einschlug.

Freilich hatte er noch manchen Pfad zu begeh'n, bevor er zur Meisterschaft emporstieg. Fast fremd wirkt die stark zugespitzte Novelle „Die Verführung“ innerhalb von Polenzens Schöpfungen; er war für diesen Stoff, die Verstrickung eines jungen Theologen in ein unreines Verhältnis, nicht recht organisiert. Ihm fehlte die Grazie, mit der Guy de Maupassant, an den Adolf Bartels in seiner vortrefflichen Einleitung der Gesamtausgabe mit Recht erinnert, die Grazie, mit der dieser Gallier und auch mancher Deutsche einen solchen Vorwurf behandeln und über das Peinliche hinweg zur Poesie tragen konnten. Und auf der andern Seite fehlte ihm die Gabe des Dramatikers, um seinem Drama „Heinrich von Kleist“ und dem spätern, verwandten „Andreas Bockholdt“ den wirksamen Bau zu errichten. Es sind beides psychologische Stücke, aber Polenzens Kunst ist auf der einen Seite nicht fein genug, daß er die volle Differenzierung erreichte, die so schwierige Konflikte verlangen: zuerst Kleists Stimmungen hart vor dem Todesgang und das Gegenspiel der Henriette Vogel, dann die Geschichte eines Gefängnisarztes, der die Arbeit vieler Jahre, seine Familie, seine ganze Seele an ein falsches Idol der Bekehrung seiner Pfleglinge hingeopfert hat. Und dann fehlt Polenz, der immer breit, geräumig erzählt, die Schlagkraft, die das Drama verlangt: er hatte hierfür zu wenig von Wildenbruch oder Sudermann, für das übrige zu wenig von der intimen Versenkung Gerhart Hauptmanns. Und so bleiben diese Dramen, wie das letzte „Junfer und Fröner“, nur bezeichnende, aber nicht ausgeglichene und in sich dauerhafte Werke. Es geht ihm da genau so, wie ich es für das gleich energische Erzählertalent Jakob Julius Davids hier ausgeführt habe.

Nun aber kam, 1893, der erste große Volksroman „Der Pfarrer von Breitendorf“. Mit ihm kam Polenz erst ganz auf den Boden, auf dem er nun zu Hause blieb: zur breiten Darstellung von Konflikten, die nicht nur in der Zeit, sondern in der Tiefe der Menschenbrust und in der Tiefe des Volkstums wurzeln, zur liebevollen Schilderung deutscher Zustände, in denen er, dem großen und dem kleinen aufs treueste zugewandt, mitlebte und mitleidte. Der „Pfarrer von Breitendorf“ gibt den Roman eines jungen Geistlichen, der lockende Ausichten auf eine große städtische Laufbahn ausgeschlagen hat, um in der neuen Welt eines Dorfes gleichgiltige und abgewandte Seelen wieder der Kirche und dem Glauben zu gewinnen. Und dieser Pfarrer Gerland gelangt dabei selbst vom Glauben der Kirche hinweg zu einem unkirchlichen oder doch unkonfessionellen Christentum, einem Christentum der freien Luft. „Das eigne Ich zur Geltung bringen, auf die Innenstimme lauschen, die unsterbliche Seele zu Gott entwickeln, das war die neue Anschauung, die täglich in ihm

an Kraft gewann.“ Und da er das in den „verklaufulierten Lehren der Professionstheologie“ nicht findet, zieht er den Talar aus, um ein Volkslehrer zu werden. Sicherlich also ein Konflikt, der immer wieder durchlebt wird, und den in jenen Zeiten der Mann an der eignen Seele durchmachte, dem Polenz das Buch dankbar gewidmet hat: Moriz von Egidy. Es leben hier neben den innern auch äußere Zusammenhänge, denn Egidy war ja Stabsoffizier des Königsjüfarenregiments in Großenhain, dem Polenzens Freund Ompteda, dem der Christumaler Fritz von Uhde angehörten. Aber dennoch will es mir scheinen, daß sich Polenz weder mit Egidy noch mit seinem Pfarrer von Breitendorf ganz gleich setzte, denn er stellte seinem Helden in einer sehr reizvollen Mädchengestalt die Tochter eines erklärten Atheisten gegenüber, die zu einem ganz positiven, kirchlichen und dabei durchaus lebensvollen Christentum gelangt. Und wer wollte leugnen, daß die Ansicht Gerlands von der Professionstheologie schief und ungerecht ist und sein muß, weil ihm, wie seinem unglücklichen Freunde, dem Selbstmörder Diakonus Fröschel, das Pastorenamt fast nur in kraftlosen, formelstarrten Bekennern entgegentritt.

Ich nannte Gerland den Helden des Buches; das ist freilich nur in beschränktem Maße richtig, denn schon hier fällt es auf, daß Polenz in den Mittelpunkt seiner Werke im Grunde niemals heldenhafte Menschen stellt, sondern, darin ganz der Sohn der naturalistischen Bewegung, sozusagen gewöhnliche Menschen, keine Ausnahmenaturen, sondern guten, aber feinfühligem Durchschnitt. So diesen Pfarrer Gerland, so später den Gutsbesitzer des „Grabenhagers“, den Schriftsteller von „Wurzellocker“, den Büttnerbauern, Thekla Lüdckind, und wie sie alle heißen. An solchen Beispielen zeigt Polenz Stände, Zeiten, Entwicklungen. Und daß ihm dennoch fast nichts und in den reifsten Werken gar nichts im beschränkten Naturalismus stecken bleibt, dankt er der Innigkeit und Wärme, mit der er sein Volkstum im ganzen umfaßt und durchdringt. Mit leidenschaftlichem Schmerz sieht er es schon im Beginn seiner Arbeit tief gespalten, und man fühlt, daß er gleich seinem Pfarrer gern mit seinem Leben die Brücke schlagen möchte zwischen den einander verständnislos gegenüberstehenden Schichten. „Mehr und mehr erkannte er, welcher Abstand zwischen ihm, dem Gebildeten, und diesen unkultivierten bestand. Sie waren anders geartet, standen auf einer tiefern Stufe, fühlten, dachten, urteilten anders als er, sie hatten ihre besondre Sittenlehre, Rechtsanschauung und Religion. Bei tausend Anlässen drängte sich ihm diese Bemerkung auf, die er anfänglich als vermessen weit von sich weisen wollte. Das gab ihm viel zu denken. Hier war Mensch und Mensch, Christ und Christ, und dennoch grundverschiedne Wesen — ein größerer Unterschied als der, den Rasse, Nation und Konfession begründen — ein Unterschied im Fundamente.“ Man denkt an die beiden Nationen Disraeli-Beaconsfields.

Dem „Pfarrer von Breitendorf“ folgten 1895 und 1897 der „Büttnerbauer“ und der „Grabenhager“, Polenzens bedeutendste Dichtungen, zugleich

zwei der größten Werke, der besten Romane, die wir überhaupt in diesen Jahrzehnten empfangen haben. In diesen beiden vor allem wird der Schriftsteller Polenz, dessen Verwandtschaft mit Jeremias Gotthelf Bartels glücklich hervorhebt, zum Dichter. Er schreitet über die Scholle, der seine Kindheit und dann wieder seine reifen Mannesjahre zu eigen waren, und findet auf ihr den Ertrag, den er dann in die Scheuer bringt. Gustav Freytag hatte liebevoll aber doch als Städter, als Bürger das Land geschildert und die drohenden Mächte der Zerstörung, die dem schlecht wirtschaftenden Gutsbesitzer drohen; bei Polenz kam dieses Empfinden aus der Herzenstiefe eines gebornen und überzeugten Landebelmannes, der freilich nicht genug harte Worte finden konnte für den brutalen Klassenegoismus vieler seiner politisch geeinten Standesgenossen. „Diese lachenden Fluren — Gottes Segen schien auf ihnen zu ruhen. Der Acker wollte seinem Pfleger so gerne zurückerstatten mit Zinsen, was er an Liebe auf ihn verwendet. Der Boden wollte dem die Treue halten, der ihm treu gewesen war. Halm an Halm drängte sich. Konnte der, dem solche Ernte in die Scheuer lachte, nicht guten Mutes sein? Durfte es dann wirklich eine Macht geben auf der Welt, die ihm diesen Erntesegen, den der liebe Gott doch für ihn hatte wachsen lassen, streitig machte? Es kam wie ein großes, dunkles Gespenst über die Felder gehuscht, ohne Beine und doch schnelfüßig — der Schatten einer treibenden Wolke. Es löschte allen Glanz von den Ahrenwellen, es wischte die Farbenpracht der bunten Fluren aus, es legte sich wie ein düstrier Ton über alles. Der Schatten eilte über Haus und Hof, über die Feldmark in ihrer ganzen Breite, dem Walde zu.“ In solcher Darstellung lebt die tiefe Anhänglichkeit des Landkinds an das Vatererbe, dem es Gefahr drohen sieht, und aus solcher Empfindung hervorgequollen wirkt nun die Geschichte Traugott Büttners mit starker Eindringlichkeit. Ein Bauer mit allen Vorzügen und allen Fehlern seines Standes, wieder kein heldenhafter Charakter, sondern ein guter, dabei ganz individuell gegebener Vertreter des reinen Typus, fällt der eignen Ungewandtheit, seinem altväterischen Beharren, der Überschuldung und der Ausbeutung durch schurkische Ehrenthals zum Opfer, die nun fünfzig Jahre jünger sind als die Wucherer Gustav Freytags, aber nicht menschlicher, nur geschickter geworden sind und das Recht auf ihrer Seite haben. Der Selbstmord des verzweifelten, ganz einsam gewordenen Bauern im Frühling, angeichts der eben sich frisch begrünenden Felder, ist poetisch wohl Polenzens Meisterleistung.

Meisterlich auch, wenn auch mehr ein kleiner als ein großer Zug, wie sich dieser Bauernstamm zur Stadt stellt, wie der junge Büttner mit weitaufgerissnen Augen die proletarische Agitation der Großstadt in sich aufnimmt: „Gustav hatte das Bewußtsein, etwas Großes erlebt zu haben. Eine Ahnung war ihm aufgegangen, daß es Kämpfe gab in der Welt, von denen er daheim, wenn er hinter den Pferden einhergeschritten war, sich nichts hatte träumen lassen. Ein Vorhang war weggerissen worden vor seinen Augen, der ihm eine ganze Welt verborgen gehalten hatte.“ Wie unter andern ländlichen Verhältnissen, in einer

andern Gegend diese sozialpolitische Agitation, die der junge Versammlungsbefucher anstaunt, ihre Wellen auf die Güter und die Dörfer hinaus schlägt, wie zugleich das mobile, rasch erworbne Kapital in alte Herrensitze einzieht, das gibt nun der „Grabenhäger“, rein ästhetisch genommen Polenzens bestes Werk, ohne die Stärke des „Büttnerbauern“, aber vielleicht noch abgeschliffener. Es fehlen die ganz großen, drastischen Szenen, wie jener Selbstmord, aber es liegt eine zusammenhängende Reihe von Bildern vor uns, deren Ausmalung überall gleichmäßig die Hand eines feinen Poeten verrät. Wieder tönt das Wort „Pflicht“, wie so oft bei Polenz, durch die Zeilen. Der junge Rittergutsbesitzer von Kriebow lernt erkennen, daß er die lange vernachlässigte und durch skrupellose Geldausgaben verschuldete väterliche Flur nur halten kann durch eigne, nimmermüde Arbeit. Und er erkennt, daß er verantwortlich ist auch für die, die ihm bei der Arbeit helfen, die nicht seine Fröner sind, sondern seine ihm anvertrauten Mitarbeiter. Nicht auf Verwischung der Unterschiede geht Polenz aus, aber auf Hervorhebung dessen, was über jene vom Pfarrer von Breitendorf empfundne Klust Menschen und Volksgenossen einigt. Was der freiherrliche Held der Dorftragödie „Sunke und Fröner“ als Sohn einer längst vergangnen Zeit nur dunkel ahnt, wird in Erich von Kriebow lebendig. Er streift die Anschauung ab, die den Menschen halb unbewußt nach adlicher Abkunft und äußerer Korrektheit bewertet, und tritt mit dem einfachen, armen Landedelmann und dem bürgerlichen Besitzer der Nachbarschaft arbeitend in eine Reihe. Dabei aber hilft ihm seine Frau, eine Gestalt von großer Feinheit, die in einer weichen, aber ganz reinen Seele ihm zuliebe vieles überwindet und den Außerlichen zur innern Glückseligkeit zurückführen hilft. Neben ihr steht hier nun auch der Pfarrertypus, den Polenz wohl als den endgiltigen Geistlichen seines Herzens empfand, der treue Sohn der Kirche, der aber aus ihr eine soziale Kirche machen will, nicht im Sinne einer Herrschermacht, sondern im Sinne einer Dienerin nach den Worten unsers Heilands.

Man darf nicht sagen, daß sich Wilhelm von Polenz mit diesen beiden Werken ausgegeben hätte; aber er hat sie nicht wieder übertroffen oder erreicht. Seine andern Romane geben alle kein restloses Bild, und in ihnen zeichnen sich die Schwächen von Polenzens Darstellungskunst sehr viel deutlicher ab. In ihnen tritt wieder, wie in dem ersten, eine ungefüge Breite hervor, sie zeigt sich etwa in der unnötigen Aufrollung vieler Lebensläufe, die für die eigentliche Verflechtung der Handlung kaum von Interesse sind und ablenken, anstatt weiterzubringen; er fühlte sich eben in diesen neuen Problemen nicht so zu Hause wie in jenen der beiden Meisterbücher. „Thekla Lüdekind“ ist ein liebenswertes Buch, aber die Heldin macht uns nicht recht warm. Die eigentliche Frauenbewegung, deren Grenzen und deren Berechtigung Polenz wohl sah, wollte er nicht gestalten; aber die Konzentration auf ein Herzensschicksal ist auch wieder nicht voll gelungen; es fehlt Thekla von Lüdekind der ebenbürtige Gegner, ebenbürtig in seiner menschlichen, nur anders gewandten Kraft und ebenbürtig in der dichterischen Bezwingung durch seinen Darsteller. Und ebenso

fehlt in dem Litteratenroman „Wurzellocker“ der Mann, der uns wirklich nahe kommt. Der Dichter Fritz Berting ist nicht über den auch von anderer Seite so oft dargestellten Typus der Menschen hinaus gelungen, die, wie Fontane sagt, das Moralische aus dem ästhetischen Fonds bestreiten. Wir glauben nicht recht, was wir doch glauben sollen: daß er wirklich ein bedeutender Künstler ist, und verstehen im Grunde nicht, warum Heinrich Lehmfink, sein positiver Gegenspieler, eine prächtige Gestalt, den Mann so ernst nimmt. Auch kommt es der Schilderung des Litteratentreibens, in dem einzelne glänzende Typen auftauchen, wie der Journalist Silber-Karol, nicht zugute, daß es Polenz nach Dresden verlegt hat. Ich meine, er fühlte nicht die Kraft und die Sicherheit in sich, es in Berlin oder München, in dem ganzen Strudel jener tollen Jahre zu gestalten, in denen auch seine schriftstellerische Arbeit begann. Aber wiederum lebt eine warmblütige und reizvolle Mädchengestalt in diesem Milieu, Bertings Geliebte Alma, und da ist es denn freilich für Polenz bezeichnend, wie echt und voll er diese Frau gibt, weltenfern von jener Verhältniständelei, die wir sonst so oft, zuletzt noch, unerfreulich genug, in Arthur Schnitzlers „Weg ins Freie“ auftauchen sahn. Nicht der seiner Pflicht vergeßne Liebhaber, sondern sie behält noch im Tode das letzte Recht, ein Abschluß, der ebenso dichterisch wie ethisch ganz positiv und gerade in diesem Roman „Wurzellocker“ wurzelecht wirkt.

Der unvollendete Roman „Glückliche Menschen“ hätte über diese Arbeiten hinaus vermutlich wieder ein Meisterbuch ergeben. Man fühlt ordentlich, wie Polenz das Herz schlug, wenn er hier wieder seine Liebe zur Scholle ganz ausströmen lassen konnte: „Ernst hatte es früher nicht so gewußt, daß der ganze Beruf des Landmanns auf Glauben gestellt ist. Der Mann, der vom Erdreich das Wachsen und Gedeihen seiner Früchte verlangte, mußte an viele, viele verborgne Dinge glauben, die er nicht erklären konnte; er mußte hoffen können, während er im herbstlichen Nebel lebte, daß die Sonne wieder scheinen und daß sie aus der braunen Scholle das Wunder der grünen Halme erst und der wogenden Ahrenfelder später hervorzaubern werde. Nichts stärkte den Glauben an die Kraft des Lebens und an den Reichtum der ihm innewohnenden, unerforschlichen Keime so innig wie das langsame, aber unaufhaltsame Emporsteigen der jungen Ernte aus den kahlen Feldern. . . . Nun erschienen sie alle wieder, die alten Bekannten, von denen wir in den trüben Wintertagen glaubten, sie seien auf Nimmerwiedersehen verschwunden. . . . Das war die erste rührende Kindes Schönheit des Frühlings, die alles verheißt und leicht an das Größte glauben macht.“ Wieder sollte hier, wie im „Grabenhäger“, das Leben eines persönlich freilich anders gearteten Ritterguthsherrn geschildert werden, und wir haben den Glauben, daß es der Hand gelungen wäre, die die Feder zu früh niederlegen mußte.

Polenzens spätere Novellen, Dorfgeschichten, sind lockere, nicht ohne Laune gegebne Skizzen. Dörfliches Kleinleben können wir verfolgen, bäuerliche Starrheit und Verschlagenheit, dann aber wieder kurz gegebne Gescheide von schwerer

Trübe, Lebensausschnitte aus dem Dasein armer Sachfengänger, das Schicksal Verstoßener, wie es schon die ersten Novellen an andern Stoffen gegeben hatten. Plastisch tritt aus dem Kreise der kleinern Schwestern die 1899 erschienene Novelle „Wald“ hervor. Hier handelt es sich nicht um Standestypen, um große, breite Lebensschilderung wie in den Romanen der Reife, sondern um zwei Menschen, die in der Abgeschlossenheit eines riesigen Forstes mit Naturnotwendigkeit über die Schranken einer liebeleeren Ehe hinweg durch ihr Blut zueinander getrieben werden. Mit feiner Kunst spinnt Polenz seine Gestalten und uns mit ihnen in das Schweigen und das lautlose Werden des Waldes ein, der dieses Geschickes Werden und Fallen umgibt. Ganz unsensationell, ohne die Zuspizung seiner ersten Novelle verläuft der Konflikt bis zu einem Ende, das unvermittelt erschiene, wenn es nicht wie aus dem Walde selbst herausgeschritten käme; denn als Opfer des Waldes fällt der Held der Erzählung von der Hand eines Wilddiebes, fällt, da er eben seine Pflicht erkannt hat und ausgegangen ist, seine Schuld durch männlich offene Tat zu sühnen. „Wald“ ist eins der schönsten unter den Werken, die dieser Dichter uns hinterlassen hat, zugleich das mit den stärksten lyrischen Reizen.

Wilhelm von Polenz war kein Poet wie etwa Detlev von Liliencron oder Carl Spitteler, weder so groß noch so ganz absoluter Dichter. Mit Gotthelf war er verwandt, aber doch nicht Volkschriftsteller wie dieser, sondern weit mehr Kulturschriftsteller, weniger naiv, wie es der große Schweizer trotz seiner umfassenden Bildung immer blieb, aber darin freilich ihm und Gustav Freytag nahe, daß er die Wirkung auf sein Volk immer im Auge hatte. Er war in jeder Zeile echt und wahr, unromantisch und schon darum nicht gut Zola an die Seite zu stellen, mit dem ihn Bartels zusammenhält. Er sah ja das Leben, soweit es sich ihm auftrat, viel klarer und echter als der große Franzose. Und ich empfinde nicht recht, warum Bartels diese Parallele überhaupt gebraucht. Ich meine, es genügt zu sagen, daß Polenz ein großer Schriftsteller, ein bedeutender Lebensdarsteller, vor allem ein ganz natürlicher Schriftsteller war, wenn auch selten ein naturalistischer, was nicht immer dasselbe ist. Er hat von den Gesezen der Flur gesagt: „Stille sein in Frömmigkeit lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben, den Mut, es auf uns zu nehmen, das Bewußtsein unsrer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen.“ Ein echt deutsches Bekenntnis im Sinne jenes tiefen Raabischen Wortes, das da beginnt: „Was wird, wird still; eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm.“ Und so bedeutet denn Wilhelm von Polenz gerade in Zeiten, da die Dichter dem politischen Leben, den täglichen Nöten unsers Volks abgewandt dastehn, eine kaum zu überschätzende Kraft. Er kann uns da selbstverständlich viel mehr sein als große Ausländer, mögen sie ihn auch poetisch überragen. Und er hat durchaus das Zeug dazu, mit seinen besten Werken, auch rein auf das Dichterische hin angesehen, noch sehr lange zu leben. Auch sein „Büttnerbauer“ ist, wie Gotthelfs erstes Werk,

ein „Bauernspiegel“, freilich ästhetisch größer und für uns, insbesondere uns Norddeutsche und Jüngere, wertvoller und vertrauter. Wir haben, wie ich oben gesagt habe, an ihm erfreulicherweise nichts gutzumachen, aber wir wollen dafür sorgen, daß sein Gedächtnis und seine Werke unverstellt und unversehrt weiterleben.



## Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hiroshima, Oktober 1903



Ieder im Joch, und froh darüber! Ich habe den dritten Kindergarten mit dem Geld von zu Hause eröffnet. Es ist freilich nur ein kleiner, achtzehn Kinder im ganzen — es kamen fünfundsiebzig Anmeldungen —, doch es ist immerhin ein Anfang. Du hättest die Mütter sehn sollen, wie sie sich drängten, bettelten und flehten, daß ihre Kinder aufgenommen werden möchten. Die kleinen Kerlchen weinen und winseln, wenn sie wieder heimgehen müssen. Ich könnte wahrhaftig zum Straßenräuber werden, um nur genug Geld zu kriegen, damit ich diese Anstalt fortsetzen kann.

Meine Übungsschule für Helferinnen ist so interessant wie nur möglich. Als ich die Mädchen vor zwei Jahren übernahm, hatten sie das dritte Lesebuch. Mit zwei Ausnahmen habe ich sie alles gelehrt, was ich selbst zu Haus im Kursus gehabt habe, und außerdem können sie nun Englisch. Sie sind sehr ehrgeizig, und was glaubst du wohl, daß ihr Lebensziel ist? So lange zu lernen, bis sie ebensoviel wie ich können! Ach, Kameradin, ich möchte mein Gesicht vor Scham verstecken, wenn ich an die vielen versäumten Gelegenheiten in meinem Leben denke. Du weißt nur zu gut, was für ein elendes bißchen Wissenstram ich besitze, aber etwas weißt du nicht, nämlich wie ich studiert, gearbeitet und bis Mitternacht aufgefressen habe, um dieses Stückwerk in etwas für meine Mädchen Nützliches zu verwandeln. Wenn sie schon unter einer oberflächlichen, albernen Lehrerin wie mir solche Fortschritte machen, was würden sie erst bei einer klugen Frau lernen?

Ich wünschte, du könntest mich heute abend sehn, wie ich hier sitze, umgeben von meinem ganzen Hausrat. Das Zimmer ist hell und gemütlich, und augenblicklich habe ich eine Stubengenossin. Es ist ein armes krankes Mädchen aus der Übungsschule, die ich pflege, seit ich wieder hier bin. Sie ist aus einer armen Familie auf dem Lande, ihre Mutter ist tot, und ihr Familienleben ist sehr unglücklich. Sie weint herzbrechend, wenn wir davon reden, sie heimzuschicken, und fleht mich an, ich möchte ihr doch helfen, gesund zu werden, damit sie ihre Studien fortsetzen könne. Natürlich ist sie eine große Last für mich, aber ich stehe ein wenig zettiger auf und gehe ein wenig später zu Bett, und so läßt sich machen. Wir fangen an, uns über die Kriegswolken, die über diesem kleinen Aquarellgemälde hängen, zu beunruhigen. Das wilde alte Rußland setzt ihnen arg zu, und die Japaner werden sich nicht mehr viel bieten lassen. Sie üben und marschieren und exerzieren schon auf Tod und Leben. Von Kuri, dem Kriegshafen her, hören wir den Donner der Kanonen, mit denen immerzu geübt wird. Auf dem Paradeplatz, in den Kasernen und auf den Landstraßen schreiten die Vorbereitungen vorwärts. Hohe Offiziere von